



Vera Friedländer am Denkmal für die Deportierten in der Großen Hamburger Straße in Berlin

Fotos: nd/Ulrich Winkler; privat

»Wir waren eine große Familie«

Vera Friedländer über die Judenverfolgung der Nazis und die »Fabrikaktion« vor 75 Jahren

»Nach den Tagen der Fabrikaktion gab es keinen Sternträger mehr in unserer Familie. Alle waren weg«, klagt Vera Friedländer an.

Von Karlen Vesper

27. Februar 1943: Deutschlandweit stürmt die Gestapo Wohnhäuser und Betriebe, um die noch nicht deportierten deutschen Juden zu »Sammelagern« zu transportieren, von wo aus sie in die Vernichtungslager im deutsch-faschistisch okkupierten Osten transportiert werden sollen. In Berlin sind noch 15 000 Juden registriert. Am 2. März notiert Goebbels frustriert in sein Tagebuch: »Leider hat sich auch hier wieder herausgestellt, dass die besseren Kreise, insbesondere die Intellektuellen, unsere Judenpolitik nicht verstehen und sich zum Teil auf die Seite der Juden stellen. Infolgedessen ist unsere Aktion vorzeitig verraten worden, so dass uns eine Menge von Juden durch die Hände gewischt sind.« Der Propagandaminister droht: »Aber wir werden ihrer doch noch habhaft werden.«

Vera Friedländer kann sich an den 27. Februar vor 75 Jahren, ihren 15. Geburtstag, noch genau erinnern. Der Vater brachte abends von der Arbeit die Nachricht von Razzien in der Stadt nach Haus, erzählt die Veteranin in ihrem Häuschen in Berlin-Hohenschönhausen. Die Nazis machten Jagd auf in »Mischehen« lebende Juden.

Veras Feierlaune ist dahin. Freundinnen hat sie sowieso nicht zur Geburtstagstafel laden können; ihre »arischen« Mitschülerinnen dürfen keinerlei Verdacht schöpfen, dass sie und ihre Mutter nach den Nürnberger Rassegesetzen Jüdinnen sind. An Schlaf ist in dieser Nacht kaum zu denken. »Am Morgen des letzten Februartages saßen wir übernachtigt beim Frühstück. Vater, Mutter und ich. Es war Sonntag. Wir wollten zur Messe gehen – beten, für die bereits Abgeholteten.« Zu jenen gehörte die Großmutter. Im Jahr zuvor ist sie nach Theresienstadt deportiert worden. Am 10. Januar 1943 kam die erste Karte aus dem Ghetto. Wenige, kaum tröstliche Worte: »Liebe Kinder, bin gesund, hoffe dasselbe von euch.«

Während Vera mit ihren Eltern auf dem Weg zur Pius-Kirche ist, fahren zwei Lkws mit offener Plane an ihnen vorbei. Auf der Ladefläche dicht gedrängt Frauen, Männer, Kinder, an ihren Jacken der Gelbe Stern. »Mutter sah ihnen entsetzt nach. Vater fasste sie unter den Arm und zog sie rasch die Treppen hinunter in den U-Bahn-Schacht am Straußberger Platz.

Ich lief voraus, als wenn der Tunnel uns Schutz böte. Erst in der Kirche fühlten wir uns geborgen.« Der Prälat der Gemeinde ist ein mutiger Mann: »Er predigte von der Kanzel herunter gegen die Nazis. Einmal rief er: »Glaubt ihnen nicht! Sie lügen, sie lügen!« Wir zuckten zusammen, schauten uns um und dachten: »Gleich werden sie ihn holen.« Aber keiner aus der Gemeinde hat ihn verraten.« Sodann berichtet Vera Friedländer von zwei Kaplanen, die jüdische Kinder retteten. »Sie wollten auch zwei aus unserer Familie in Sicherheit bringen. Deren Mütter wollten die Kleinen jedoch nicht weggeben. Sie starben mit ihnen in Auschwitz.«

Veras Vater gilt als »Arier«. Er ist ein frommer Katholik. Die Mutter konvertierte zu seinem Glauben. Nach der Messe am 28. Februar 1943 kehren die Drei nicht in ihre bescheidene Hinterhauswohnung in der Großen Frankfurter Straße zurück. Sie suchen Bekannte auf, die an diesem Tag noch weiteren verängstigten, bedrängten Menschen ihr Herz und ihre Tür öffnen. Jeder Neuankömmling bringt neue Hiobsbotschaften: »Rudis Eltern sind abgeholt worden.« »Die fahren immer noch herum.« Und: »Sie haben Edith geholt.«

Plötzlich hält ein Lastwagen auch vor dem Haus der Familie Luft. Alle erstarren vor Schreck. Beherzt oder neugierig öffnet Frau Luft die Wohnungstür einen kleinen Spalt. Sie sieht, wie die junge Frau in der unteren Etage ihre kleine Tochter ins Treppenhaus schiebt: »Lauf schnell zu Tante Luft, schnell.« Das Mädchen eilt artig die Stufen hinauf. Frau Luft zieht sie rasch in ihre Wohnung. Schon sind Stiefelschritte im Hausflur zu hören. »Buchstäblich im letzten Moment haben wir das Mädchen gerettet. Sie wurde später zu Verwandten gebracht«, berichtet Vera Friedländer.

Nach heftigen Diskussionen entscheidet Veras Vater, noch einmal die eigene Wohnung aufzusuchen und einige Habseligkeiten zu packen. Frau und Tochter wollen ihn begleiten. Ungeachtet der Gefahr. »Wir packten das Nötigste ein, verschlossen die Tür und fuhren zu den Wurlen.« Fritz Wurl arbeitet mit Veras Vater in einer Spedition, deren Inhaber vom Krieg prächtig profitiert. Der Chef fährt mehrfach im Jahr nach Paris, »geschäftlich natürlich«, wie er stets betont. Was er nicht ahnt: Einige seiner Lagerarbeiter und Kraftfahrer, ehemalige Kommunisten, sabotieren Transporte, beschädigen die eine oder andere Fracht, vor allem, wenn es sich um kriegswichtige Güter wie Flugzeugmotoren handelt. Deshalb

können Vera und ihre Eltern nur eine Nacht bei den Wurlen verbringen. Deren Wohnung ist ein illegaler Treff.

Die »Fabrikaktion« der Nazis ist noch nicht beendet. Am 1. März erhält auch Veras Mutter die Aufforderung, sich »zur Registrierung« in der Großen Hamburger Straße einzufinden. »Wir begleiteten Mutter zum ehemaligen jüdischen Altersheim, das als Sammelstelle diente.« Vor dem Gebäude eine schweigende Menschenmasse. Vera und ihr Vater mischen sich unter sie. Die Mutter verschwindet im Gebäude. »Es war ein frostiger Tag«, sagt Vera Friedländer. Die Kälte hält Vater und Tochter nicht ab, gleich den anderen stundenlang auszuhalten. Ab und an kommen Frauen oder Männer aus dem Haus. »Sie verschwanden rasch mit ihren Angehörigen.« Endlich erscheint auch Veras Mutter. »Sie sah müde aus, blass, erschöpft, schien

Skandal: Ein Kriegsstrafgesetz der Nazis von 1941 ist noch immer in Kraft.

schlagartig gealtert.« Dennoch ist die Erleichterung groß: »Keine Trennung, wie wir befürchteten.«

Die »Fabrikaktion« erweist sich für die Nazis als eine herbe Niederlage. Der stille, aber geballte Protest der »arischen« Angehörigen durchkreuzt ihren mörderischen Plan. Diese einzige öffentliche zivile Widerstandskaktion während der zwölf Jahre Hitlerdiktatur geht, wenn auch spät, in die Geschichtsbücher ein. An die »arischen« Frauen, die in der Rosenstraße die Freilassung ihrer jüdischen Männer forderten, erinnert seit 1995 eine Skulptur der Bildhauerin Ingeborg Hunzinger. An der Stelle des Jüdischen Altersheims in der Großen Hamburger, von wo aus 55 000 Juden in den Tod geschickt wurden, steht seit DDR-Zeiten, seit 1984, eine Figurengruppe von Will Lammert, der selbst mit einer Jüdin verheiratet war und von den Nazis als »jüdisch versippter Kunstbolschewist« ins Exil getrieben wurde.

Nach der vorläufigen Entlassung der Mutter beschließen Veras Eltern, Berlin erst einmal den Rücken zu kehren. »Wir fuhren bei schönster Märzsonne ins Hochgebirge, nach Reit im Winkel«, erzählt Vera Friedländer. Vera lernt Ski fahren und genießt die unverhofft sorgenfreie Zeit.

Sie erscheint ihr wie ein nachträgliches Geburtstagsgeschenk. Die Eltern haben die Tochter kurzfristig von der Städtischen Handelsschule in der Weinmeister Straße abgemeldet. Vera besucht diese illegal. »Judenkindern« ist der Besuch »deutscher« Schulen verwehrt. Dass Vera jüdische Wurzeln hat, wissen an der Handelsschule nur der Direktor, dessen Sekretärin und die Sportlehrerin.

Vera Friedländer nimmt ein gerahmtes Foto von der Wand in ihrem Wohnzimmer, darauf lauter lächelnde junge Frauen in schicken Kleidern, mit langen Zöpfen, zum Kranz hochgebunden oder lässig über die Schultern hängend, zwischen ihnen der Schuldirektor. Ein Mädchen blickt ernst, gehüllt in einen Mantel. »Das bin ich«, erläutert Vera Friedländer. »Ich wollte eigentlich nicht mit aufs Foto. Aber der Direktor bestand darauf. Er ist mein Held. Für ihn müsste man eigentlich an der ehemaligen Schule eine Tafel anbringen.« Stille Helden werden heute jene genannt, die damals Juden vor den Häschern versteckten, sie mit falschen Papieren ausstatteten, Lebensmittel beschafften, Fluchthilfe leisteten. Die israelische Gedenkstätte Yad Vashem konnte bis dato aus dem einst 60-Millionenvolk der Deutschen 26 000 Stille Helfer ausmachen.

Veras Mutter hat sich die Hacken abgelaufen, um in Berlin eine weiterführende Schule für die Tochter zu finden. Jedes Mal, wenn sie aufgefordert wurde zu unterschreiben, dass ihre Tochter »arisch« sei, musste sie bedauern: »Das kann ich leider nicht.« Woraufhin sich die Mienen und Schulpforten verschlossen. Nicht so in der Handelsschule. Vera lernt Englisch, Schreibmaschine und einfache Buchhaltung. Und etwas noch viel Wichtigeres. Sie macht die Erfahrung, dass sich einige Deutsche Anstand und Menschlichkeit bewahrt haben. Die Sportlehrerin, die Freundin des Direktors, nimmt sie mit in ihren Ruderverein. »Mittwochs trainierten wir in Treptow und sonntags wanderten wir auf der Havel. Es war schön. Eine andere, heile Welt. Vom Krieg wurde nicht gesprochen.«

Der ist jedoch inzwischen auch über Berlin hereingebrochen, der Stadt, in der er angezettelt worden ist. Je stärker der Bombenhagel und je heftiger der mit der Roten Armee von Osten heranrollende Geschützdonner, desto leichter wird es Vera und ihrer Mutter ums Herz – wenn da nicht die Sorge um den Vater wäre. Weil er sich nicht von seiner jüdischen Frau scheiden lassen wollte, wie man es von ihm nach der »Fab-

rikaktion« verlangt hatte, ist er in ein Arbeitslager der »Organisation Todt« eingewiesen worden. Vera und ihre Mutter hingegen bleiben wie durch ein Wunder unbehelligt. »Obwohl der Hausmeister wusste, wer wir waren. Ebenso der Mann, der über uns wohnte und jeden Tag stolz mit seiner braunen Uniform und seinem Goldenem Parteiabzeichen zur Arbeit ging. Nach jedem Bombenangriff klopfte er bei uns an und fragte: »Geht es Ihnen gut? Brauchen sie irgendetwas, kann ich helfen?« Waren diese beiden Männer auch Stille Helden? Weil sie Vera und ihre Mutter nicht verrietten. Vera Friedländer wiegt nachdenklich den Kopf. »Man sollte den Begriff nicht überstrapazieren. Was hat man riskiert, wenn man nicht denunzierte?«

Kurz vor Weihnachten 1944 wird auch Vera zur Zwangsarbeit verpflichtet, sie muss in einem Reparaturbetrieb der Schuhfabrik Salamander schuften. Die Zentrale Dienststelle des Berliner Arbeitsamtes für Juden, die 26 000 Sternträger in die NS-Sklaverei presste, befand sich in der Fontanepromenade 15 in Kreuzberg. Die Shoah-Überlebende freut es, dass dort eine Gedenkstätte entsteht – die hoffentlich auch dokumentiert, wie die Unternehmen mit der gnadenlosen Ausbeutung der Zwangsarbeiter ein sattes Kapital für prosperierende Geschäfte fürderhin, in der Nachkriegsära anhäufelten. Während deren Opfern selbst eine kleine Rente verweigert, geschweige denn Entschädigung gezahlt wurde. Erst in den 1990er Jahren, als der Druck auf die deutschen Firmen international wuchs, deren Image und deren Absatzmärkte in Gefahr gerieten, wurde ein Zwangsarbeiterfonds gebildet. Da waren viele Betroffene bereits verstorben. Ähnlich wurde noch Jahrzehnte nach der Befreiung von der Nazibarbarei jenen wenigen Deutschen, die Juden in größter Not beistanden, eine Anerkennung als politisch Verfolgte verweigert, »da solche Taten nicht geeignet sind, das System auszuhöheln«, wie eine bundesdeutsche Behörde beschied. Noch heute muss jeder Fall individuell vor Gericht erstritten werden, weil eine Verordnung aus dem Jahre 1941, die Hilfe für Juden unter Kriegsstrafrecht stellte, noch immer gültig ist. Ein Skandal: Bis dato konnte sich der Deutsche Bundestag nicht durchringen, dieses NS-Gesetz aufzuheben!

»Wir waren eine große Familie«, sagt Vera Friedländer. »Ich war von Wärme und Freundlichkeit umgeben. Sie sind alle im Nichts verschwunden.«

Eine Jubilarin



Vera Friedländer, hier mit einer Nichte, die in Auschwitz ermordet wurde, begeht heute ihren 90. Geburtstag. Am 27. Februar 1928 in Woltersdorf geboren, studierte sie Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo sie auch promovierte, sich habilitierte und schließlich als Germanistikprofessorin lehrte. In den 1970er Jahren als Dozentin an der Warschauer Universität tätig, motivierten sie die dortigen allgegenwärtigen Spuren deutsch-faschistischer Okkupation, sich mit ihrer jüdischen Geschichte zu befassen. Sie schrieb ihre Memoiren, unter dem Titel »Man kann keine halbe Jüdin sein« im Trafo-Verlag neu erschienen. Ihr Report »Ich war Zwangsarbeiterin bei Salamander« sowie »Mein polnischer Nachbar«, »Die Kinder von La Hille«, »Zwei Frauen in Südfrankreich« und andere Bücher kamen in der Eulenspiegelverlagsgruppe heraus. Frisch aus der Druckerpresse liegt von ihr »Alfred Wohlgenuth. Ein unbesungener Held« vor (Verlag am Park, 116 S., br., 12,99 €).

In den 1990er Jahren gründete die Schriftstellerin die Friedländer-Schule in Berlin-Friedrichshain für jüdische Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion. »Nein, sie ist nicht nach mir benannt«, wehrt die Veteranin lächelnd im nd-Gespräch ab, »sondern nach David Friedländer, einem deutsch-jüdischen Seidenfabrikanten und Aufklärer aus dem 18./19. Jahrhundert.«